

Berliner Morgenpost, 03.09.2000

Die Stadt ist ein idealer Nährboden für Ideen

Berlin - Günter Faltin, Professor für Wirtschaftspädagogik, lehrt Entrepreneurship, Unternehmertum, an der Freien Universität Berlin. 1985 gründete er mit der Idee der Teekampagne das Unternehmen Projektwerkstatt. Faltin fordert ein Umdenken in der deutschen Wirtschaft. Mit ihm sprach Jens Wiegmann.

Sie benutzen den Begriff «Culture of Entrepreneurship». Was ist das und warum brauchen wir das?

Entrepreneurship bezeichnet die Entwicklung einer unternehmerischen Idee und ihre Umsetzung im Markt. Ökonomie und High-Tech sind hierfür jedoch zu eng, wir brauchen einen breiteren Nährboden in Deutschland. Einmal quantitativ, weil die Selbstständigenquote noch viel zu niedrig ist. Aber auch qualitativ. Es geht hier nicht um einen weiteren Copy-Shop.

Wie sieht Ihr «Leitbild eines neuen Unternehmers» aus?

Ich verwende den amerikanischen Begriff Entrepreneur, weil dem deutschen Wort «Unternehmer» zu viele Vorurteile anhängen: Rücksichtslosigkeit, bloße Gewinnmaximierung, reine Geschäftshuberei. Wir brauchen hingegen Leute, die Probleme aufgreifen, die Lösungen finden: für neue Verkehrsmittel, neue Verpackungen, neue Waschmittel, neue Transportsysteme, einen anderen Umgang mit Wasser und so weiter. Kreativität mit gesellschaftlichem Engagement ist gefordert. Ein Entrepreneur kann also auch ein Künstler sein, ein politisch oder sozial engagierter Mensch.

Wie können diese Ziele erreicht werden: Über Schulen und Unis?

Unser Bildungswesen ist viel zu verschult. Der Lehrer oder Professor steht vorn, weiß den Stoff - und die anderen haben ihn zu lernen. Wichtig ist problem-orientiertes, entdeckendes Lernen. Ich stelle mir Labore für Entrepreneurship vor, in denen systematisch Ideen entwickelt und ausgearbeitet werden, schon in der Schule.

Ist «Culture of Entrepreneurship» nur etwas für Nischen? Wie hinderlich sind «deutsche» Eigenschaften wie Vorliebe für Hierarchien, hohes Sicherheitsbedürfnis?

Ein Entrepreneur ist kein Manager - der verwaltet. Das ist eine Fertigkeit für sich. Das eine schließt das andere aber nicht aus. Wir brauchen als Ergänzung den Entrepreneur. Die deutschen Unternehmen haben in den vergangenen Jahren große Fortschritte gemacht. Das gilt auch für Konzerne wie die Deutsche Telekom oder Siemens. Man hat gemerkt, dass es da fehlt, dass es im Unternehmen zu viele Bedenkenträger und zu wenige Innovateure gibt. Inzwischen ist eine gewisse Offenheit fest zu stellen. Im Übrigen gibt es ja auch viele positive deutsche Eigenschaften, zum Beispiel Durchhaltevermögen.

Wie steht es denn in Berlin mit Kreativität, Risikobereitschaft und Entrepreneurship?

Von dem, was innerhalb der vergangenen sechs bis zwölf Monate in Berlin passiert ist, bin ich begeistert. Die Hochschullandschaft ist eine wunderbare Voraussetzung, allerdings müsste in den Hochschulen selbst noch mehr passieren. Das Klima in der Stadt ist ein idealer Nährboden für Künstler, für Ideen. Allmählich ist eine kritische Masse erreicht: Gründer sind keine Absonderlichkeit mehr. Bei der Beratung für Existenzgründer ist der Anspruch aber leider immer noch so, dass der Entrepreneur alles können muss - von der Personalplanung bis zum Einkauf. Besser wäre es, auf Arbeitsteilung zu setzen: ein

Management-Team, das dem Entrepreneur zur Seite steht und es ihm ermöglicht, sich (fast) ausschließlich auf seine Idee und ihre Weiterentwicklung zu konzentrieren. Für eine solche vermehrte Arbeitsteilung bietet Berlin mit seinen Arbeitskräften und seiner Kulturlandschaft eine ideale Basis. Wenn die Brücken zwischen Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft geschlagen werden, hat Berlin eine glänzende Zukunft.